Unsere Heimat

Beilage zur Köslinner Zeitung

Nr. 17 — Sonnabend, den 22. Weinmond 1932 — Nr. 17

Neues Material zur Jomsburgfrage

Als ich am 17. des Weinmondes im vergangenen Jahr den Lesern dieses Blattes sagen durfte, daß die von Palnatoki i. J. 993 für den auf Burg Kammin wohnenden Wendenfürsten Boleslav erbaute Jomsburg „an der Swine" gestanden hat, war mir die Arbeit des Dr. W. Wernicke, Greifenhagen, „Die Küste von Usedom und Wollin", noch unbekannt. Dem Buche ist eine Karte beigegeben, die uns beweist, daß um 993 der Ostseestrand bei dem Dorfe Werder (oberhalb von Swinemünde, aber am anderen Ufer) gelegen hat. Ich habe mir das von Herrn Dr. Wernicke bestätigen lassen! Ebendort stieß aber um jene Zeit die ältere Braundüne von Osten her bis hart an den Strom vor. Oberhalb kamen sofort „nasse" Wiesen. Mithin fand Palnatoki nur hier bei Werder den festen Baugrund am Swineufer vor, den er für die Errichtung der Jomsburg brauchte.

Herr Dr. Wernicke schrieb mir unlängst: „Gegen die Ansetzung der Jomsburg bei Werder ist morphologisch nichts einzuwenden."

Da Boleslav auf Kammin residierte, kam für ihn nur das Ost-, d. h. „fein" Ufer der Swine in Betracht. An ihm ging auch die Strömung vorüber! Es hat bisher noch jeder Jomsburgforscher für selbstverständlich angesehen, daß die Burg eine Stadt „beschützt" habe. Ganz recht! Sie lag, wie ich bereits in meinem ersten Aufsatz dargelegt habe, neben Boleslavs „urbs principalis" *), die bis zum Tode Harald Blauzahns, 1. 11. 986, zweifellos in dänischem Besitz gewesen war. Vor diesem „Hauptorte" aber ankerte im Sommer des Jahres 1000 die Flotte Olav Tryggvissohns, eines Schwiegersohnes vom Boleslav, auf dem Strom. In der Nacht vor ihrem Aufbruch zur Rückfahrt nach Norwegen kommt Astrid, die Gattin des Jomsburgkommandanten Sigwald, König Olavs Schwägerin, heimlich zu ihm herüber, um ihn zu warnen. Leider vergebens; denn Olav glaubt ihr nicht, segelt am Morgen ab, geht in die ihm von Sigwald, Olav von Schweden, Sven von Dänemark und dem Norweger Eirik bei der Svolderoie — so nennt der Däne heute noch die Greifswalder Oie — gelegte Falle, unterliegt und fällt.

Da er mit Südwind — ab austro — nach der Peenemündung fuhr, so kann er nur von der mittleren Odermündung gekommen sein; denn zwischen der Peene und der Swine hat die Oder damals, wie mir Herr Geh.-Rat Konrad Keilhack, Bln., am 18. 12. 1913 gesagt hat, keine weitere Mündung gehabt. Olavs Admiralschiff, der „Lange Drache", hatte sechzig Mann Besatzung!

Bisher galt die Jomsburg allgemein für die Burg von Vineta, Adam v. Bremens (1075) Jumne: Auch Saxo Grammaticus (um 1210) hat das geglaubt. Da er aber andererseits der Meinung war, Jumne sei das heutige Wollin, so benannte er die drei verschiedenen Plätze: Wollin, Jumne und die Jomsburg mit ein und demselben Namen: „Julinum". Saxo ist es also gewesen, der durch diesen Irrtum aus der Vinetafrage ein Vinetarätsel gemacht hat!

Wie konnte er Adams klare und deutliche, zweifellos ihm doch bekannte, Angabe: „Bei Jumne rast das Meer in ständigem Sturm" nur so mißverstehen und die Stadt hinten an der Dievenow suchen? Und was soll man zu seinem sonderbaren Gedanken sagen, eine Seeraubritterburg hätte an die 20 km von ihrer Basis, der freien Ostsee, entfernt im Binnenlande gelegen, stets in Gefahr, vom Meere abgeschnitten werden zu können?

Vineta lag an der (ehemaligen) Peenemündung „auf einer Insel in der Mündung des Oderarmes, der die Pommern von den Leutizen trennt" (Adam v. Bremen). Dieser Oderarm ging damals von Schwedt aus die heutige Randow entlang bis nach Ueckermünde und vom Haff die Peene hinunter bis zur Ostsee, rechts, auf Usedom, die Pommern und links auf dem Festlande um Demmin usw. die Leutizen. Hat Saxo das alles nicht gewußt?

So waren alle drei Odermündungen besetzt, bis Vineta um 1100 einer Sturmflut zum Opfer fiel, so sagt der „Volksmund"!

Auch die Jomsburg hat nur fünfzig Jahre gestanden. Im Jahre 1043 ist sie durch Magnus von Dänemark erobert und niedergebrannt worden. Aber die Wenden haben sie wieder hergestellt! 1185 muß sich König Knud von Dänemark den Eingang in das Haff erst durch die Erstürmung zweier Burgen an der Swine, die in Flammen aufgingen, erzwingen. Von seiner Rückfahrt, wieder über die Swine, berichtet uns Saxo XVI, S. 671: „Ermüdet vom Erstürmen der Städte und vom Verbrennen der vielen Gebäude segelte der König wieder zurück, durch die Swine. Er befahl, die Reste der verbrannten Burgen dem Erdboden gleichzumachen, die noch heißen Fundamentsteine herauszubrechen und in den Strom zu werfen."

Von diesem Zuge berichtet auch Sven Aggeson: „König Harald kam nach Wendenland. Dort soll er die Hyumsburg erbaut haben, deren Zerstörung durch den Erzbischof Absalon ich als Augenzeuge beigewohnt habe." Eine wichtige, bisher aber für das Jomsburgproblem m. W. noch niemals verwertete Angabe! Beweist sie uns doch, daß kaum zweihundert Jahre nach Haralds Tode schon unbekannt war, daß es der Wendenfürst Boleslav gewesen war, der die Burg hat errichten lassen — gegen die Dänen!

Sven Aggeson schrieb zur selben Zeit wie Gunnlög seine „Historia Olavi Tryggvii filii", die meinem Kritikus vom 4. Julmond 1931, scheint's, noch unbekannt ist? Der Abschluß von Saxos „Dänengeschichte" erfolgte etwas später, von 1201 bis 1223, wie mir unlängst Herr Prof. Dr. A. Hofmeister, Greifswald, geschrieben hat. Seit Erbauung der Jomsburg, mit der wir, denke ich, vorläufig die Geschichte Pommerns anfangen lassen wollen, waren mithin acht Menschenalter verstrichen. Kein Wunder also, wenn Saxos Gewährsmänner nicht mehr so recht Bescheid wußten, wie es im Interesse der Jomsburgforschung wünschenswert gewesen wäre!

Die andere, von Knud 1185 verbrannte Burg mag bei Klüß, etwas unterhalb von Werder, gestanden haben; denn bis hier war um diese Zeit der Ostseestrand inzwischen zurückgewichen. Auch hier stieß eine jüngere Gelbdüne bis an den Strom vor, wie um 993 die ältere Braundüne bei Werder (Dr. W. Wernicke).

Die Bedeutung des Ausdrucks „Svolder" ist mir heute nicht mehr unbekannt! Damit wurde eine „Flußmündung" bezeichnet (Dr. Konrad Müller, Potsdam). Der eine „Svolder" war die Mündung der Peene, vor ihr die Svolderoie; der andere war der Ausfluß des Barther Boddens.

Und nun wollen wir hoffen, daß die für 1933 in der Stadt Wollin in Aussicht genommenen Ausgrabungen recht bald den Beweis erbringen werden, daß in ihr die Jomsburg nicht gestanden hat, damit die „Julin = Jomsburg"-Akten nun endlich geschlossen werden können, und daß man dann — vielleicht auch schon vorher? — finden wird, daß Knuds Soldaten doch nicht alle Fundamentsteine der Jomsburg herausgebrochen und in die Swine — „in Zuinam amnem" — geworfen haben. Ueberdies dürfte auch noch etwas von Palnatokis Jomsburg-Hafen (für 300 Langschiffe) bei Werder übrig geblieben sein? Irgendwie muß er doch umwallt gewesen sein!

Hans Leutz-Spitta, Neidenburg.

*) Also nicht neben Vineta!

Immer strebe zum Ganzen, und kannst
Du selber kein Ganzes
werden, als dienendes Glied schließ
an ein Ganzes Dich an!

Goethe.

Die Jahre 1735 und 1736 in der Geschichte Köslins.

Von Kurzrock, Konr. i. R.

Seit 1713 ist Köslin Standquartier preußischer Truppen geworden. Im genannten Jahr verlegte man nach hier das Infanterie-Regiment von Grumbkow und den Stab des Rouvignac-du-Beyne-Dragoner-Regiments unter Oberst von Wensen. Für das hiesige Militär mußte ein Paradeplatz geschaffen werden. Vom Hohentor zog sich bis zum Neuentor ein Wall hin, der 1735 abgetragen wurde. Die planierte Fläche diente dann als Exerzierplatz. Der Eingang war da, wo heute das Haus des Buchhändlers Glöckner steht. Zwei Säulen bezeichneten ihn. Nach Wendland hielt 1736 das Grumbkowsche Regiment zuerst Parade darauf ab. 1815 wurde dieser Exerzierwall zum Verkauf gestellt und in acht Kavelen aufgeteilt. 1819 erwarb der Justiz-Kommissarius Hildebrand sämtliche Anteile und errichtete an der Hohetorstraße 1821 ein Wohnhaus (jetzt Hausbesitzerbank. Diesem Neubau Hildebrands mußte die dort stehende Torwache weichen. So wurde das Häuschen mit dem überstehenden Dach an die heutige Stelle neben Kaufmann Wolff verlegt. Als Exerzierplatz benutzte man noch 1772 den Schloßplatz, jetzt zwischen Landgericht und Loge gelegen. Nach dem Brande von 1718 stand noch ein Schloßgebäude an der Junkerstraße, und ein Schloßrest mit Flügel befand sich auf dem dahinter gelegenen Schloßplatz. Auch der Schloßturm blieb noch erhalten. Beim Regenwetter durfte das Militär die leeren Schloßzimmer be-

nutzen. In der Brandliste von 1718 wird auch ein Zeughaus erwähnt, das der Kämmerei gehörte. Es brannte mit ab. Vor dem Hohentor steht heute noch die Gertraudenkapelle. Ob wir ein Hospital hierzu hatten, wissen wir nicht. Dasselbe diente in andern Städten zur Aufnahme von Kranken und Wanderern. Die Kapelle wurde 1735 erneuert. Für diesen Zweck verkaufte man zwölf große Eichbäume, die auf dem Kirchhofe standen, für 52 Taler. Auch benutzte man die Steine der abgebrochenen Jakobskapelle. Jetzt diente der Garnison das Gotteshaus als Pulverbehältnis. Die eben erwähnte Jakobskapelle stand wahrscheinlich auf dem Gebiet vor dem ehemaligen Schloßhof, jetzt Mühlentorstraße 44. Sie stand in enger Beziehung zu dem 1883 abgebrochenen Katharinenhospital, auch Gasthaus genannt. Hier fanden kranke Fremde Aufnahme. Später war es ein Armenhospital. Die Umgebung der Kapelle war der Armenfriedhof. Einen Teil des Geländes, das dem genannten Hospital gehörte, tauschte Karl Vogel, einst Besitzer des Schloßhofes, gegen einen an der Teichstraße gelegenen Berggarten ein. Die Kapelle selbst brach man 1735 ab. Die Nikolaikapelle durfte noch bis 1822 ihr Dasein fristen. Vogel legte dann vor seinem Hause einen prächtigen Garten an. Noch möge erwähnt werden, daß Haken erzählt, der Kinderchor habe bei einem Begräbnis auf dem Nikolaifriedhof schon bei der Jakobskapelle stehen bleiben und singen müssen. Es erklärt sich dies aus der Angst vor Seuchenansteckung. Die Kinder sollten mit dem offenen Grabe nicht in Berührung kommen. Das Wohnhaus des Stadtgärtners ist auch im Jahre 1735 errichtet worden. Es war Krankenhaus und diente dem Militär als Lazarett. Auch ist das alte Gymnasium in der Regierungsstraße vor seiner Gründung 1821 als Militärlazarett benutzt worden. Das neue Lazarett entstand 1866. In enger Beziehung mit dem Militär steht auch die hiesige Hof- und Garnisonapotheke. Die Witwe des Apothekers Schmetius verheiratete sich mit dem Apotheker Rübner im Jahre 1736. Rübner erhielt gegen Zahlung von 33 Reichstalern 8 Groschen Rekrutengeldern das Prädikat „Hof- und Garnisonapotheker", und unterstand als solcher nur dem Hofgericht, nicht dem Magistrat. Früher hieß die Apotheke „Zweite Stadtapotheke" oder „Apotheke zum schwarzen Adler" (Landgerichtsdirektor Haken).

Im Herbst 1734 riß man den der Stadt gehörigen Stadthof nieder und errichtete 1735 bis 37 das Schwederstift. Gründer ist auch ein alter Militär, der Oberst Michael von Schweder. Das Gebäude ist später vergrößert worden. Die Stiftung erhielt einen wesentlichen Zuwachs durch das Testament des Landrats und dirigierenden Bürgermeisters von Köslin Gabriel Lew und seiner Ehegattin. Dieser würdige Herr wohnte in der Großen Baustraße, jetzt Nr. 9 und neu erbaut. Der Straßenteil von der Neuetorstraße bis Nr. 6 in der Papenstraße führte die Namen „Stiftsgasse", „Schwedergasse", „Große Kirchgasse". Die Kleine Kirchgasse, auch Fleischergasse genannt, zog sich vom Markt bis Hotel Fiß hin. Auch dieses Stiftsgebäude erhielt im Siebenjährigen Kriege eine Kugel, doch schadete sie wenig.

Diese kurzen Darlegungen zeigen also, wie bedeutsam die Jahre 1735 und 1736 im Geschichtsleben Köslins waren.

Die germanische Burg — ein Spiegel der indogermanischen Wanderung

Von der Volksburg zur Herrenburg. — Der soziale Aufbau der Völkerwanderungsscharen.

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Carl Schuchhardt.

Prof. Schuchhardt ist einer der ersten gewesen, die den Nachweis lieferten, daß die „indogermanische Wanderung" von Mitteleuropa aus und nicht von Asien her erfolgte. Der folgende Artikel bildet einen fesselnden Ausschnitt aus seinem grundlegenden Werk „Die Burg im Wandel der Weltgeschichte". (Erschienen in der Reihe „Museum der Weltgeschichte" bei der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion, Potsdam.

Burgen gibt es im Norden in der Stein- und auch in der Bronzezeit noch nicht. Erst mit dem Beginn der Hallstattperiode und in seiner Blüte um 800 v. Chr. entsteht auf einmal reges Leben im Burgenbau. Es entstehen starke Spannungen und Verschiebungen unter den Völkern. Einer sucht sich gegen den andern zu schützen. So wappnet sich Mittel- und Ost- und Süddeutschland.

Dafür lag vorher in der Stein- und Bronzezeit für Nord- und Mitteldeutschland keine Veranlassung vor. Es wurde von keiner Seite bedroht, es sandte nur selbst alle Augenblicke riesige Scharen aus, die neues, größeres Land suchten und bei ihren Niederlassungen dann sich nach dortiger Sitte burgmäßig schützen mußten.

So ziehen in deutlichen Spuren die Leute aus Nord-, Mittel- und Süddeutschland auf mehreren Linien durch Polen und Galizien, durch Böhmen und Mähren, durch Niederösterreich und Südungarn nach den Balkanländern. Dort staut sich der Zug für eine lange Weile in Rumänien, Bulgarien und Südrußland, entwickelt eine reiche urtrakische Kultur mit großzügig bemalter Keramik und stattlichen Höhenburgen, bis der Abstrom einerseits nach Thessalien und Griechenland hinein, andererseits über den Kaukasus nach Persien und dem Induslande erfolgt.

Das ist die indogermanische Wanderung, wie sie sich wirklich vollzogen hat, im Gegensatz zu der vor hundert Jahren von den Sprachforschern konstruierten, die umgekehrt von Zentralasien über den Kaukasus nach Europa gegangen sein sollte.

Die neue Aufklärung hat das archäologische Material gebracht, das allein uns Einblick verschafft in die wirklichen Vorgänge jener alten Völkerverschiebungen durch die ganzen weiten Landräume hin, während wir sprachlich aus ihnen zumeist gar keine alte Ueberlieferung haben. Unser Spaten ist in Deutschland und Oesterreich, in Ungarn, in Rumänien und Bulgarien, in Südrußland und Thessalien hinabgedrungen in die steinzeitlichen Kulturen, die Zeitgenossen und Zeugen waren der „indogermanischen Wanderung". Sie wissen von keinerlei asiatischem Zustrom, sie weisen mit all ihren Eigentümlichkeiten immer nur auf Mitteleuropa, von dessen Ausflüssen sie selbst geschaffen oder befruchtet und zur Blüte gebracht sind.

Selbstverständlich ziehen solche Völkerströme in Osteuropa nicht durch leeres Land. Wo nicht Urwald eine Ansiedlung ausschloß, hatten sich längst menschliche Kulturen entwickelt. Auf dieser Unterschicht pflegt sich das neue Herrentum eine Zeit lang als etwas Neues und Eigenes abzuheben, allmählich geht aber eine Verschmelzung vor sich, die nun je nach dem verschiedenen Untergrunde und nach der verschiedenen Kraft des Alten und des Neuen von Landschaft zu Landschaft immer andere Bilder liefern kann. Gerade in Zeiten einer Hochkultur, wo eine rege Schaffensfreude von einem Fortschritt zum andern schreitet, werden sich die Gebietsteile sehr bald in ihrer kulturellen Formenwelt sachte von einander scheiden, immer wird aber der allen gemeinsame Stil erkennbar bleiben und die nördliche Einwanderung sich von dem Altdagewesenen in scharfem Schritt abheben.

Alexander der Große hat seine asiatischen Eroberungen zunächst mit ein paar hundert makedonischen Obersten und griechischen Geheimräten im Zaume gehalten und verwaltet und hat dann immer mehr loyale Einheimische an ihrer Stelle eingeschoben. So etwa werden wir uns auch den alten indogermanischen Zug und seine kulturelle Auswirkung zu denken haben.

Die wichtigsten Belege für diese Auffassung erhalten wir aber unter allem archäologischen Material in

Goethe und die Königin Luise.

Viele Frauen und Mädchen unseres Landes haben sich im Luisen-Bund zusammengeschlossen. Ihnen soll die preußische Königin Luise in ihrer Frömmigkeit und Vaterlandsliebe ein Vorbild sein, zu dem sie aufschauen wollen. Im Blick auf sie wollen sie Kraft gewinnen zu gleichem Streben und gleichem Tun.

Wir stehen noch im Goethe-Jahr. Goethe hat auch mit unserem preußischen Königshause Fühlung gehabt. Er war ein Verehrer des großen Friedrich. Als Knabe hörte er von seinen glänzenden Siegen im Siebenjährigen Kriege; da war er, wie er uns in „Dichtung und Wahrheit" selbst erzählt, „gut preußisch oder vielmehr gut fritzisch" gesinnt. Friedrich der Große hat wohl für Goethe gelegentlich einen Tadel gehabt. Sein Goetz gefiel seinem französisch beeinflußten Geschmack nicht, und er hat das auch ausgesprochen. Aber wir spüren davon bei Goethe nichts. Er war 1778 vom 15. bis 20. Mai selbst in Berlin. Der König war freilich abwesend; aber er war beim Prinzen Heinrich zu Gast. In seinem Tagebuch hat er aufgezeichnet, was er in Berlin alles gesehen hat, z. B. auch das Zeughaus und ein militärisches Manöver. An Frau von Stein schrieb er aus Berlin am 17. Mai einen Brief. Er bewundert in ihm die Pracht der Königsstadt; staunend hat er überall „Leben und Ordnung und Ueberfluß" gesehen. Das zeigt uns wieder die Verehrung, die er für den großen König hegte. Wenig bekannt aber dürfte sein, daß Goethe auch der Königin Luise seine Huldigung dargebracht hat, und zwar an einer Stelle, wo wir es gar nicht erwarten sollten, in einem Lied, welches unsere Studenten an der Kneiptafel singen.

Goethe hatte anfangs die Empfindung, daß er sich bei der Königin keiner besonderen Gunst erfreue. In der Zeit der Erniedrigung Preußens griff diese aber zu seinem Wilhelm Meister, um durch Goethesche Gedanken in ihrem Unglück Trost zu finden. Als Goethe dies hörte, war er tief ergriffen.

Es kam das Jahr 1810, in dem der Geburtstag der Königin am 10. März zum letzten Mal gefeiert wurde. Goethe hatte in Berlin einen guten Freund, den Baumeister Zelter, der zugleich ein großer Musiker war. Er hatte in Berlin 1809 einen großen Gesangverein, die Liedertafel, gegründet, den er leitete. Im übrigen galt er als der Leibkomponist Goethes. Zelter veranstaltete auch in der Liedertafel eine Feier dieses Geburtstages der Königin. Dabei sollte Goethes Gedicht „Rechenschaft" in Zelters Vertonung aufgeführt werden. Goethe aber vermißte mit Recht jeden Zusammenhang dieses Gedichtes mit dem Anlaß der Feier. Es war daher sein Wunsch, durch ein passendes Gedicht die feierliche Stimmung zu erhöhen. Da hat er schließlich am 26. März, also zu spät, sein Gedicht „Ergo bibamus!" (Drum wollen wir trinken) geschickt. Im Protokollbuch der Liedertafel ist unter dem 3. April 1810 vermerkt, daß „der Meister (Zelter) die Gesellschaft durch Vorlesung eines neuen, von Goethe für die Liedertafel eingesandten Liedes mit dem Motto „Ergo bibamus" erfreute". Nach demselben Protokollbuch legte Zelter am 1. Mai die Komposition vor.

In einem Brief an Goethe vom 4./5. April 1810 schildert Zelter den Empfang des Gedichtes. Er war nach dem Mittagessen eingeschlafen. Nun heißt es in dem Brief: „Unterdessen hatte mein verständiger Briefträger Ihr (Goethes) blaues Couvert auf meine Brust gelegt, welches ich, wie mir die Augen aufgingen, freudig erkannte. Ehe ich's erbrach, ließ ich Wein geben, um mich völlig zu ermuntern. Unterdessen meine Tochter einschenkte, erbrach ich das Siegel und rief mit lauter Stimme: Ergo bibamus! Das Kind ließ vor Schreck die Flasche fallen, die ich auffing, da ward ich wieder lustig und muthig, wozu der Wein, wahrscheinlich aus Dankbarkeit für seine Rettung, das Seinige that. Ich ließ mir die Feder bringen, um sogleich das Gedicht in Musik zu setzen und den ersten Eindruck nicht verrinnen zu lassen. Als ich auf die Uhr sahe, war es Zeit in die Singakademie (den ersten deutschen Gesangverein für gemischten Chor) zu gehen, nach deren Endigung die Liedertafel heute beysammen war. Es waren vierzig Männer an der Tafel. Ich las das Gedicht vor, am Ende jeder Strophe riefen alle in unisono, gleichsam im

den Burgen. Die Kleinfunde, wie Keramik, Waffen und Werkzeuge mit dem künstlerischen Beiwerk, den etwaigen Figuren und der Ornamentik zeigen natürlich, woher die Kultur gekommen ist und wie sie sich gewandelt hat. Aber dies Kommen kann auch ein ganz friedliches gewesen sein, durch Handel, durch Mode hergeführt. So könnten wenigstens Zweifler immer sagen. Wenn aber Burgen vorhanden sind, ausgestattet mit dem neuen fremden Inventar, dann ist klar, daß neue fremde Leute als Herren ihre starke Hand auf das alte Land gelegt haben.

So werden wir denn vielfach, und besonders deutlich auf griechischem Boden, einen ausgesprochenen Dualismus vor uns haben: Die alte pelasgische Unterschicht und darüber das neue nordische Herrentum, das zuerst drohte, einer starken Verschmelzung oder gar Aufsaugung anheimzufallen, dann aber neuen großen Zuzug erhielt und damit in freiem hohen Wuchs das Griechentum entwickeln konnte.

Die Burgen, die den Indogermanenzug begleiten, können wir vielfach wohl erkennen, sie sind zum Teil auch schon an- oder ausgegraben, aber die Pläne fehlen noch, weil die Besucher und Ausgräber die Bedeutung der Plätze als Burgen nicht klargemacht haben.

Erst in Thessalien erhalten wir anschaulichen Bericht. Die Engländer haben hier zwei steinzeitliche Burgen mit der schönen bemalten Balkankeramik ausgegraben, Sesklo und Dimini, Sesklo weniger, Dimini sehr gut erhalten.

Eine starke Abkehr vom westlichen Wesen und den Uebergang zu den politisch-sozialen Formen der trojanisch-mykenischen Kultur zeigt die Kleinheit der Burg mit dem einen dominierenden großen Hause. Aus der Volks- oder Genossenschaftsburg ist die ausgesprochene Herrenburg geworden. Professor Nilsson-Lund hat einmal in einem Berliner Akademievortrage dargelegt, daß wir das soziale Verhältnis und die Organisation der Scharen, die von Mitteleuropa aus auf die indogermanische Wanderung gingen, uns etwa so vorzustellen haben, wie es bei den urgermanischen, sehr konservativen Stämmen, etwa den Sachsen, bis auf die Zeit Karls des Großen bestehen geblieben ist. Es gab Gaufürsten und eine aus den Gauvertretern zusammengesetzte große Landesversammlung. Aber es gab keinen König und auch keinen ständigen Oberfeldherrn. Brach ein Krieg aus, so wurde ein solcher auf bestimmte Zeit gewählt. So steht das Sachsenvolk da und so Wittekind in ihm. Dieses unsichere Verhältnis, der mangelnde feste Zusammenschluß des kraftvollen großen Volkes hat sein Unterliegen gegenüber dem längst straff organisierten Frankenreiche verschuldet.

Zogen nun auch die Indogermanen zunächst in so lockerer Verfassung aus, so mußte sich doch — sagt Nilsson — auf dem Marsche ein schärferes und steteres Regiment entwickeln, ein Heerkönigtum, das dann bei der Niederlassung im neuen Lande zur vollen Monarchie führte.

Nichts kann diese zunächst aus literarischen Quellen erschlossene These besser unterstützen als der Vergleich der alten Burgen in der Heimat und der neuen im eroberten Lande. Aus der Steinzeit hat uns in Deutschland erst eine, der Goldberg, ein volles Bild gegeben, aber er ist offenbar ein Typus, denn nachher beim Uebergange von der Bronze- zur Hallstattzeit zeigt sich immer wieder dasselbe. In der Heimat, besonders im Norden und Osten, ist das alte Verhältnis immer bestehen geblieben und hat sich deshalb bis ins frühe Mittelalter halten können.

Ist in diesem Punkte Dimini eine schon völlig ausgebildete Vorstufe zu den trojanisch-mykenischen Burgen, so wird es in bezug auf den Festungsbau und den Palast dort nachher erheblich überholt. Der unbeholfene Wallbau mit den Verkleidungsmauern wird durch eine dicke Vollmauer ersetzt, die Tore werden großartiger und eleganter gestaltet, der Palast erhält eine ganz feste mustergültige Form.

Dimini steht auf dem Kulminationspunkt der hochgeschwungenen phantastischen Brücke zwischen Deutschland und Griechenland.

Friedrich der Große und die Pommern

Nach dem Siebenjährigen Kriege befand sich die pommersche Landwirtschaft in einer schwierigen Lage. Das Land war durch die Kriegszüge der Schweden und Russen zum großen Teil verwüstet. Pferde und Saatgut waren nicht vorhanden. Friedrich half zwar, soviel er konnte. Aber seine Mittel waren zuerst noch beschränkt. Durch Sparsamkeit füllten sich seine Kassen aber bald wieder. Und nun stellte er das Geld als Kredit der Landwirtschaft in den einzelnen Provinzen zur Verfügung. In Schlesien entstand bereits 1770 die schlesische Generallandschaft, in der Kur- und Neumark die märkische 1777. Die pommersche Landwirtschaft hatte den König ebenfalls um die Gründung einer Landschaftskasse gebeten. Eine Deputation des Adels sollte dieses Anliegen dem Könige unterbreiten, als er 1780 eine Truppenrevue bei Stargard abhielt. Ein Auszug der Anrede Friedrichs, die in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvoll ist, findet sich in den Akten der Generallandschaftsbibliothek. Er soll möglichst wortgetreu wiedergegeben werden:

„Kommen Sie näher, meine Herren. Ich will mit Sie als ihr bester Freund reden. Sie haben bei mir angehalten um die Einführung einer Kredit-Societät. Ich will Sie gern helfen; denn ich liebe die Pommern wie meine Brüder, und man kann sie nicht mehr lieben als ich sie liebe. Denn sie sind brave Leute, die mir jederzeit in Verteidigung des Vaterlandes, sowohl im Felde als zu Hause mit Gut und Blut beigestanden haben; und ich müßte kein Mensch sein oder kein menschliches Herz haben, wenn ich Ihnen davor bei dieser Gelegenheit nicht meine Dankbarkeit bezeigen wollte."

Der Monarch redete dieses mit einem ganz bezaubernden Affekt, und sein landesväterliches Herz war hierbei so voll Empfindungen und samt uns Anwesenden so gerührt, daß Allerhöchst dieselbe hier eine Pause machen mußte, um sich, wie es schien, wieder zu finden, und uns gleichfalls hierzu Zeit zu lassen. „Allein Sie müssen mich zuförderst einen Hypothekenschein aus dem Landbuch wegen Ihrer Schulden beibringen, auch hiernächst aus allen Kreisen, wozu auch der Lauenburg- und Bütowsche gehört, beschaffen; denn diese letzteren Kreise werden nunmehr mit zu Pommern gerechnet. Und je mehr ihrer in diese Associetät eintreten, je besser ist es. Ich werde alsdann den Ministern von Carmer und von Goerne es auftragen, diese Sache mit Ihnen zu regulieren. Es sind dieselben bereits in Schlesien und der Mark bei diesem Geschäfte gebraucht worden und folgsam dabei routiniert. Sie müssen aber die Deputierten nach Berlin senden und solche dazu wählen, die sowohl von der Sache, als auch den Umständen des Landes und der Kreise informiert sind. Die Nutzbarkeit dieser Einrichtung ist im Anfang nicht sogleich merklich, allein in zwei bis drei Jahren wird sich dieselbe unfehlbar zum Vorteil und Vergnügen offenbaren. Auch ich will an meinem Teil alles anwenden, was die Sache erleichtern kann. An Gelde kann es nicht fehlen. Ich kann zwar jetzt nicht viele hunderttausend Taler dazu geben, weil allerlei Ausgaben in Kriegszeiten vorfallen und besonders die vielen Wasserschäden mir vieles absorbiert haben. In Berlin allein liegen zwölf Tonnen Goldes, so nicht untergebracht werden können, und die man gern Ihnen geben wird, sobald nur Ihr Kreditwesen in Ordnung gebracht ist. Sowohl dem Kapitalisten, der sein Geld placieren will, als auch Ihnen ist dadurch geholfen. In Schlesien, wo der Adel durch den Krieg gänzlich ruiniert war, habe ich selbigem durch diese Einrichtung wieder aufgeholfen und hernach auch in der Mark. Im Anfang habe ich wieder Widerstand gefunden, weil manche ein Hindernis dabei zu bemerken glaubten, ihre Güter nach Herzenslust zu vertun und das Ihrige durchbringen zu können. Allein hat jemand bar Geld, so kann er es

---

Doppelchore von selber: bibamus! Sie syllabirten den langen Pokal so fürchterlich, daß die Dielen erklangen und die Decke des langen Saales sich zu heben schien. Da war die Melodie wieder da und Sie erhalten es hier, wie es sich von selber componirt hat. Wenn es so recht ist, habe ich keinen Anteil daran, es gehört alles Ihnen allein." (Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben von Ludwig Geiger, I, Leipzig, Reclam, S. 271.)

Bei den Akten der Liedertafel befindet sich Goethes eigenhändiges Manuskript in schöner lateinischer Schrift. Er hat dem Gedicht selbst die Ueberschrift gegeben: „Ergo bibamus. Ein Spätling zum 10. März." Goethe soll das Gedicht ursprünglich in Jena „in behaglicher Rückerinnerung an Basedow, den starken Trinker" verfaßt haben. (Goethe-Jahrbuch. Bd. 16. Frankfurt a. M. 1895. S. 186 ff.) Die von ihm selbst aufgezeichnete Ueberschrift stellt aber die Beziehung auf die Königin Luise außer Zweifel. Wenn es also in dem Gedicht am Schluß heißt:

„Es glänzen die Wolken, es teilt sich der Flor,
Da scheint uns ein Bildchen, ein göttliches, vor",

so ist mit diesen Worten die Königin gemeint. „Ein Bildchen" nennt er sie. Der Maler läßt in einem Bilde, auch wenn er es nach der Natur malt, wohl ihre Unvollkommenheiten weg und zeigt uns ihre Schönheit. So will Goethe mit diesem Worte die Schönheit der Königin preisen. Aber das Bildchen wird göttlich genannt. Die Schönheit der Königin war nicht etwa nur sinnlich, irdisch; in ihrer Reinheit und Güte war sie über menschliches Maß erhaben. Daher spricht Goethe ihr die Kraft zu, den Flor, der über der Alltäglichkeit lastet, zu teilen und auch dunklen Wolken, die das Menschenleben trüben wollen, Glanz zu geben. Er huldigt also der sittlichen Kraft, die von ihr ausging. Dazu stimmt es, daß Goethe die Königin Luise auch sonst als „eine der ersten Frauen ihrer Zeit" gerühmt hat (Goethe-Jahrbuch a. a. O.).

Es ist Goethes Geist, wenn viele unserer Frauen und Mädchen sich im Luisen-Bunde zusammenfinden.

Dr. Holsten, Stettin.

Die Königin Luise im Kreise Köslin.

Zwischen Kratzig und Biziker liegt eine Anhöhe, genannt das „Hohe Dorf". Auf dieser Anhöhe befinden sich drei Steine, von denen zwei so beschaffen sind, daß sie als Sitzgelegenheit verwendet werden können, während der dazwischen liegende wie ein Tisch aussieht. An dieser Stelle soll der Ueberlieferung nach die Königin Luise nach der unglücklichen Schlacht bei Jena auf der Flucht nach Ostpreußen ausgeruht und an dem Steintisch gefrühstückt haben. Unter dem Tisch liegt auch noch das Geschirr von jener Mahlzeit, wie man an dem Klirren hören kann, wenn man an dem Tisch rüttelt. —

Nach einer anderen Ueberlieferung soll die Königin Luise bei ihrer Fahrt zur Huldigung nach Königsberg im Jahre 1798 beim „Hohen Dorf" vorbeigekommen sein. Dort sei der Vorspann des königlichen Wagens gewechselt worden. Bei dieser Gelegenheit wurde der Wagen der Königin von einer Schar von Bewohnern der Dörfer Kratzig und Biziker umringt, wobei der Dorfschulze von Kratzig an den Wagenschlag trat und die Königin bat, eine Weile auszusteigen, weil die Bauern auch ihre Landesmutter einmal traktieren möchten, da die Städter sonst glauben könnten, sie hätten allein das Vorrecht, dies zu tun. Die Königin ist dieser freundlichen Einladung gern nachgekommen und hat dem aufgetischten Eierkuchen tüchtig zugesprochen.

Die schöne, aus Kratzig mitgeteilte erste Sage von der Speisung der Königin auf der Flucht hält der historischen Nachprüfung leider nicht stand, da damals unsere Gegend nicht berührt wurde. Dagegen ist die Königin 1798 auf der Fahrt zur Huldigung durch Köslin gekommen. Auch trifft es zu, daß bei Kratzig die Pferde gewechselt wurden. Friedrich Adam berichtet in seinem Buche „Königin Luise von Preußen" (Gütersloh 1914), S. 71, von einer Huldigung vor der Königin durch Landleute „aus einem Dorfe unweit Köslin".

S.

selbst nach Gefallen deperfieren (verfügen) und würde ihm durch diese Einrichtung niemand daran hinderlich sein; allein in Ansehung der Güter vigiliert (wacht) nunmehr ein Landstand auf den andern, daß er sein Gut nicht deterioriere (zerstöre) oder devastiere (verwüste), und das ist nützlich.

Denn dadurch wird der Adel conserviert (erhalten), woran mir viel gelegen, da mir der Adel bei der Armee ganz unentbehrlich ist. Freilich können und dürfen sie nicht alle in Kriegsdienste gehen, es müssen auch einige zu Hause bleiben, so die Angelegenheiten ihrer Familien und Verwandten besorgen, inmassen gebrauche ich den Adel, um Präsidenten und Minister daraus zu wählen, und ich sehe niemals darauf, ob einer reich oder arm ist, wenn er nur Verdienste hat, wie z. B. der v. P., der von Hause nichts gehabt und zu einem Vermögen wenigstens von 150 000 Talern gelangt ist. Dergleichen sind mehrere. Der selige Feldmarschall von Schwerin hat mir mehr als einmal erzählt, wie ihm sein Vater nach Brabant gesandt, um sein Glück zu versuchen, derselbe ihm nur einen Taler und dabei eine Ohrfeige gegeben hat mit dem Ausdruck: Dies leide von keinem weiter. Und in was für glückliche Umstände war dieser Mann nicht durch seine Dienste gebracht? Viele sind auch durch gute Wirtschaft zu einem ansehnlichen Vermögen gekommen, wie besonders in Schlesien geschehen; und in Pommern würde manches nach der schlesischen Methode mit Vorteil eingeführt werden können, besonders durch bessere Einrichtung der Schäfereien und des Viehstandes.

Auch will ich gern fernerhin und jährlich, so lange ich lebe, dem Lande Meliorationsgelder geben, und diejenigen, so die vor sie angesetzten Gelder noch nicht ausgezahlt erhalten haben, sollen sie noch bekommen; denn der Tod des von Brenkenhof soll darin keine Aenderung machen. Ich lasse 1 oder 1½ Million mehr im Tresor oder nicht, das ist gleich viel und besser, wenn ich noch in meinem Leben damit Gutes stifte."

Hierauf schien S. Majestät sich retirieren zu wollen und nahm die Versicherung unserer allerunterthänigsten dankbarsten Verpflichtung, welche in ihrem ganzen Umfang auszudrücken Worte fehlten und unsere devoteste Bitte um die fernere allergnädigste Protection höchst gnädig auf, womit diese Audienz, so über eine Stunde gedauert, sich endigte.

Dr. Eggert, Köslin.

Flurnamen des Kreises Köslin

Von Dr. Schulz, Stettin.

2. Altbelz (Dorfgemeinde).

Wird erstmals urkundlich 1288 (P. U. B. III, S. 44) als villa (Dorf) Beliz, bezw. 1300 (ebenda S. 409) Belyz erwähnt. Dieselbe Form findet sich 1325 (a. a. O. IV, S. 301), wo ein Magister Timme als Plebanus in Belyz genannt wird. Auf der großen Lubinschen Karte von 1618 heißt der Ort bereits Oldenbels. Zu Grunde liegt altslaw. Adjektivum b(j)ely (poln. biały) „weiß"; hiervon abgeleitet b(j)elica, das sandiger, weißer Boden oder Bach mit sandigem, weißem Bett, also Weißbach, Weißwasser oder auch Berg mit weißem, sandigem Boden bedeutet. Nach F. Miklosich, die Bildung der slaw. Personen- u. Ortsnamen, Heidelberg 1927, S. 224, finden sich Namen vom Stamme belj vielfach als Bachnamen. Belyz wäre also wohl zu erklären als Siedlung am Weißbach, oder auch am weißen Sandberge, oder am weißen Sandfelde.

Quellen: Guts- und Dorfkarte von 1756, Rezeßkarte von 1824, Katasterkarte von 1865 und Flurbuch, Mitteilungen von Pastor Puschendorf, Altbelz, von 1921 und von Lehrer Janke, Altbelz, von 1927 sowie eigene Erkundigungen am Ort. Meßtischblatt 447 und 524.

1. Koppelwurth 1865. Wiese. — 2. Dorfstätte 1865. — 3. Barbruch 1865, Barbruchswiesen Flb., Barenbruch mdl.; von mnd. bar, der Bär. — 4. Barenbruchsgraben Flb.; dort auch einmal Balbruchsgraben. — 5. Koppelacker 1865. — 6. Gildemoor Flb., Gillmoor 1756. 1756 gehörte dazu auch noch die heutige Koppelwiese (51). — 7. Lange Soll 1865. — 8. Gemeindetrift 1824. — 9. Bollenwiese Flb., Bullenwiese. — 10. Vorderteich 1824. — 11. Mittelteich 1824. — 12. Hinterteich 1824. — 13. Diecksfeldt 1756, Teichfeld 1865. Acker und Wiesen. — 14. Dei Düper mdl., die Tiefen 1756; tiefgelegene Wiesen. Von mnd. dupe, dupte, holst. düp, düpe „die Tiefe" (Dähnert, Plattd. Wb. 1781, S. 93). — 15. Altbelzer Forst mdl. — 16. Rosch mdl. Wiesen und Wald. Wohl von mnd. rusch „Binse", „Schilfrohr". — 17. Pfarrhufe mdl., Acker. — 18. Die Hufe, Flb.; Acker und Wiesen. — 19. Hufenweg, mdl. — 20. Lange Salzberg 1865. — 21. Vierruthen 1756 und 1865; Acker und Ausbauten „in den Vierruthen". — 22. Flottbruch, mdl. wohl von mnd. vlôt, holst. flott, flach, seicht, vgl. Mensing, Schlesw. holst. Wb. II, 161, wo auch ein Flottbrook bei Schönweide (Plön) erwähnt wird. — 23. Bärenbruch 1865. — 24. Torfmoor 1865. — 25. Seeberg 1865 u. mdl., so genannt, da in der Nähe des Datjower Sees gelegen. — 26. Seeweg, Flb. Weg zum Datjower See. — 27. Hechtsberg 1865 u. M. — 28. Sandberg 1865. — 29. Querkaveln 1756 u. 1865, Acker. — 30. Krück 1865, Wiese. — 31. Wirrsal Flb., Acker; Wiersal, d. i. Weidensoll. — 32. Hinzenwurth 1756 u. 1865, nach einem früheren Besitzer Hinz genannt. — 33. Mühlenberg 1865 u. M. — 34. Neubelzer Kirchsteig 1865. — 35. Steinmoor 1756 u. 1865. — 36. Krugland Flb., Acker. — 37. Sandfeld 1865, Acker. — 38. Trift 1865. — 39. Sprickelberg Flb. In Hinterpommern heißt, nach Paul Schulz (Unsere Heimat 1926, 1) der Faulbaum, Rhamnus frangula im Volksmund Sprickel wegen seiner mit weißen Wärzchen besprenkelten Rinde. Es ist also ein Berg, bei dem oder auf dem ehedem viel Sprickelstrauch wuchs. — 40. Neuklenzer Feld 1865, da an der Neuklenzer Grenze gelegen. — 41. Schieses Moor Flb. — 42. Luisenhof Flb. u. M. Ackerhof mit Ziegelei. — 43. Moorstücke 1865. Acker zwischen den Mooren. — 44. Großes Moor 1865 u. M. — 45. Kleines Moor 1865 u. M. — 46. Ziegelweg 1865. Weg zur Stadtziegelei. — 47. Stadtberg mdl. u. M., da nach der Stadt Köslin zu gelegen. — 48. Am schwarzen Berg, Flb., da dort schwarze, moorige Erde. — 49. Ilensule 1756, Igelsaal 1865, Pferdeegelsoll. — 50. Igelsaalfeld 1865, Acker. — 51. Koppelwiese 1865. — 52. Pfaffenberg mdl. — 53. Elsenbruch 1865. Laubwald. — 54. Heitberg 1488, wohl Heideberg; lag im Holze nach dem Stadtfelde zu (Hoogeweg, Die Stifter und Klöster der Provinz Pommern 1924 I, S. 422). — 55. Achterhof 1756. — 56. Die Lehbach 1756. Von mnd. lo, loy Gehölz, Waldwiese, auch sumpfige Stelle (Schiller-Lübben II, 709), also der Bach, der aus dem sumpfigen Walde kommt. Besser wohl Ableitung von mnd. lech, leg „niedrig". Vgl. Lehwisch bei Mensing, Schlesw.-Holst. Wb. III, Sp. 437; dann Bach, der vom niedrigen Land, aus der Niederung kommt. — 57. Ellerbruchsches Feldt 1756. — 58. Der Rostig 1756. Sumpfige Stelle im Walde. Vielleicht entstellt aus Roß- bezw. Ruß-diek also Teich, in dem Ruß, Rusken, Rusch d. i. Binse oder Schilfrohr wächst. Vgl. 16. — 59. Rostiger Teich 1756. Vgl. 58; identisch mit 12, heute Hinterteich genannt. — 60. Kohlhoffsbruch 1756. So genannt, weil er aus dem Kohlhof, Krautgarten des Gutes kommt. — 61. Kellerberg 1756. — 62. Das Hägerfeldt 1756. — 63. Stadtbergsches Feldt 1756. — 64. Mühlenwurth 1756. — 65. Die Moorstücke 1756. — 66. Wurthsoll 1756. — 67. Mittelbrache 1756. — 68. Bornfeldt 1756. — 69. Fichtekamp 1756. — 70. Bornbruch 1756. — 71. Soren 1756 (südl. 18). Von mnd. sor „trocken".

Heimatpflege-Schrifttum.

Deutsche Volkskunst. Von Dr. Konrad Hahm, Leiter der Staatlichen Sammlung für deutsche Volkskunde, Berlin. Mit 24 Textbildern und 77 Abbildungen auf Kunstdruckpapier. 1932. 120 Seiten. In Halbleinen gebunden 2,85 RM. (Jedermanns Bücherei) Ferdinand Hirt Verlag, Breslau.

Nach den einleitenden Worten des Verfassers ist eine Darstellung der deutschen Volkskunst heute erst in Umrissen möglich, weil sowohl die Volkskunde wie die Kunstwissenschaft das Gebiet der Volkskunst bis in die letzten Jahrzehnte außer acht gelassen haben. Die Ausführungen dieses Bandes sollen nur eine Skizzierung des Wesens der deutschen Volkskunst und ihrer Verknüpfung mit Volkstum und Volksbrauch, mit Handwerk und Kunst sein. Im Hinblick auf das riesenhafte Material und auf die starke Lückenhaftigkeit in dessen wissenschaftlicher Verarbeitung ist die Leistung, die mit der Abfassung dieses Bandes vollbracht wurde, besonders hoch zu bewerten. Außerordentlich bemerkenswert ist der umfassende Bilderteil, der mit außergewöhnlicher Sachkenntnis und sicherem Griff ausgewählt wurde. So bietet sich allen Interessierten ein besonders ansprechend ausgestatteter und zugleich bestorientierter Führer, dem wegen seines aktuellen Themas und des sehr niedrigen Preises bei der Lehrerschaft, den pädagogischen Akademien und überall dort eine große Verbreitung beschieden sein dürfte, wo wesentliche Reste alter Volkskunst sich noch erhalten haben bezw. gepflegt werden, wie in Jamund bei Köslin, im Weizacker.

Musik in Pommern, Mitteilungsblatt. Herausgegeben vom Verein zur Pflege pommerscher Musik, Greifswald. Heft 1. Herbst 1932.

Der neugegründete „Verein für Pflege pommerscher Musik" gibt hiermit sein erstes Mitteilungsblatt heraus. Das 47 Seiten umfassende Heft bringt an der Spitze einen interessanten historischen und volkskundlichen Aufsatz des Schriftleiters der Zeitschrift, Dr. Hans Engel, über „Spielleute und Hofmusiker im alten Stettin zu Anfang des 17. Jahrhunderts"; weiterhin einen Beitrag von Dr. E. M. Böhme über „Gustav Hecht-Köslin †" und zwei Selbstbiographien von Eduard Behm und D. Ulrich Hildebrand. Ueber pommersches Musikschrifttum in fünfzehn Jahren Nachkriegszeit berichtet Dr. E. W. Böhme. Weitere Abschnitte behandeln das Musikleben pommerscher Städte und Organisationen, darunter ein anerkennender Bericht über das „Köslinер Musikleben im Winter 1931/32", musikalisches Schrifttum usw. Möge die Zeitschrift dazu beitragen, eine straffere Zusammenfassung aller musikalischen Bestrebungen der Provinz und eine stärkere Beachtung der bodenständigen Kräfte im pommerschen Musikleben zu erreichen. Zu diesem Zwecke wünschen wir auch dem Blatte eine möglichst weite Verbreitung in allen pommerschen Häusern, wo Musik gepflegt wird.

3. Geburtstag des Kösliner Heimatmuseums.

Der 3. Geburtstag des Kösliner Heimatmuseums, auf den wir bereits in der vorigen Nummer hinwiesen, soll am Sonntag, den 30. Oktober, im Kreise der Mitglieder des Vereins für Heimatkunde sowie geladener und eingeführter Gäste begangen werden. Pünktlich um 3½ Uhr beginnt im Heimatmuseum die Gedächtnisfeier für Gustav Hecht (Ansprache und musikalische Leitung Studienrat Zenke). Um 4¼ Uhr schließt sich ein Zusammensein im Kösliner Klub an. Nach der üblichen Kaffeetafel wird eine wenig bekannte Ballade von Löwe, der ein Vorwurf aus unserer engeren Heimat zugrunde liegt, zum Vortrag kommen. Hierauf wird Herr Postdirektor Schmah unter dem Stichwort „Mit dem Postauto rund um Köslin" eine Reihe von Lichtbildern aus dem schönen Hinterpommern vorführen.

Spenden für den Gabentisch im Heimatmuseum wolle man mit genauer Angabe über Herkunft und Spender bis spätestens Freitag, den 28. Oktober, im Museum abliefern. Willkommen sind nur Gaben von heimatlichem Wert. Doch kommt es weniger auf den Wert als auf die Gesinnung des Gebers an.

Am Vormittag des 30. Oktober bietet sich Gelegenheit, unter sachkundiger Führung das Museum und die Neuerwerbungen des letzten Jahres zu besichtigen. Bei diesem Anlaß sollen zwei neueingerichtete Räume, ein Raum zur Erinnerung an die Kösliner Garnison und ein Raum für ländliche Kultur, beide noch auf Zuwachs berechnet, zum ersten Mal gezeigt werden.

Sa.